Das Monstre mit den schönen Augen

Marseille lebt auf der Canebière / Von Karena Niehoff

Aestheten und Studienräte schütteln mißbilligend den Kopf, weil Marseille, die über zweitausendjährige Stadt, das „Phocee" der Kleinasiaten, nach dem die Franzosen die Marseillaiser heute noch allgemein die „Phoeciens" nennen, das „Massilia" der Römer, ihnen nicht den Gefallen getan hat, auch nur einen einzigen Stein, geschweige denn eine kunsthistorisch halbwegs brauchbare Ruine aus diesen Zeiten übrigbehalten zu haben.

Diese Stadt, die die Bürde ihrer Geschichte immer wieder abgeworfen hat, ist eine einzige provozierende Uebertreibung ihrer selbst, ein Monstre, das mit einer naiven, entwaffnenden Offenheit frech, korrupt, geschmacklos, gefräßig und — faszinierend ist. Die Canebière: von ihr muß man wohl zuerst sprechen, denn sie ist nach den Champs-Elysées die berühmteste Straße Frankreichs. Die Marseillaiser allerdings billigen der Hauptstadt nur zu, „daß sie ein kleines Marseille sein könnte, wenn sie eine Canebière hätte".

Aber vorher gibt es einen Bahnhof mit Puppen aus Stuck, mit schmutzigen Regenpfützen und engen düsteren Schneisen endloser Perrons, einen Bahnhof, auf dem es immer November ist. Und gleich davor die breite Treppe mit hoffnungslos vielen Stufen. Ich stand da oben im Dunkeln mit meinem Koffer und starrte in die bunte Schlange tief unten, die Canebière. An ihrem Ende blitzte das Wasser des Alten Hafens. Die Schlange bewegte sich und brüllte. Die Häuser an den Seiten sind Mauern, stumm und lichtlos. Sicher hatten sie keine Türen. Am Tage ist man mutig und neugierig; aber abends — ich will nie wieder abends allein in einer großen, fremden Stadt, ankommen. Und in Marseille wird man immer fremd bleiben. Hier ist jeder nur flüchtiger Gast; alle warten auf etwas: auf ein ankommendes Schiff oder auf ein abfahrendes, auf ein dunkles Geschäft, das die Menschen zweier Erdteile für Augenblicke aneinanderrückt, auf das Glück in Paris, wenn man Araber und hungrig nach Europa ist, und auf das afrikanische Abenteuer oder die große reiche Arbeit in den Urwäldern, wenn man Franzose und müde von Europa ist. Manche warten auf einen neuen französischen König, „weil wir in der Unordnung zappeln", manche auf die Revolution, „weil wir in der Ordnung erstarren"; manche warten ein paar Stunden nur oder Tage, ehe sie ehrgeizig dem zusteuern, was sie für ihr Ziel halten, manche, wie der deutsche Student von vierzig Jahren, der seit 1938 „weiter nach Spanien will", oder der italienische Fremdenlegionär, der nach zwei Jahrzehnten Afrika in Marseille den Heimweg verlor, warten ein halbes Leben lang auf dieser Umsteigestation und finden nie Anschluß, an nichts und an niemanden.

Und alle diese Menschen eilen „in der Zwischenzeit" die Canebière hinauf und hinunter, tauschen Tag und Nacht in den Dutzenden von Wechselstuben Geld in anderes Geld, sitzen auf dünnen Caféstühlchen mitten auf der Straße und führen mit der Geschäftsfrau, die dicht daneben ihre algerischen Lederwaren, ihre bestickten provenzalischen Stoffschuhe oder ihren marokkanischen Schmuck ausgebreitet hat, politische Streitgespräche; amerikanische Millionärinnen essen stehend deutsche Würstchen und stoßen entzückte kleine Schreie aus, wenn die schwarzlockigen Schuhputzknirpse sich hemmungslos um die Francstücke balgen, die sie ihnen zuwerfen. Deutsche Omnibusreisende, jemenitische Juden, marokkanische Teppichhändler, französische Matrosen, schwedische Wanderprediger, alte österreichische Baroninnen, die hier resolut eines der vielen winzigen Hotels betreiben, „provisorisch — bis Habsburg wieder in Wien einzieht" und — ich: das alles rennt aneinander vorbei; niemand kennt den anderen, niemand begrüßt einen Freund, niemand geht mit seinem Hund spazieren. Wohnungen, aus denen Frauen mit Kinderwagen treten, Schüler, die zur Schule eilen, alte Leute, die gemächlich zur Abendandacht gehen, Wohnungen gibt es hier nicht. Restaurants, Hotels, Cafés, eines neben dem anderen, offene Feuerstellen, auf denen Käseeierkuchen gebacken werden, Milchbars, riesige Stände mit afrikanischen Süßwaren, die Börse, Geschäfte mit Massenartikeln, Licht, Geschrei, Gerüche, Einsamkeit der vielen unter den vielen.

Die Einwohner? Ja, Einwohner, Menschen, die hier zu Hause sind, gibt es auch. Aber die wohnen irgendwo abseits, in den Vorstädten vielleicht; ich weiß es nicht recht. Man findet sie so schwer, denn außerhalb dieses kleinen dichtgedrängten Zentrums um das Hafenviertel sieht eine Straße aus wie die andere, und man wird die Angst nicht los, daß man nie wieder aus dieser gleichmütig gesichtslosen Steinlandschaft zurückfindet. Nur das in jeder Beziehung isolierte Corbusierhaus im Diplomatenviertel ist mit seinen bunt angemalten Veranden,

Hafen von Marseille. Im Hintergrund Notre Dame de la Garde — Photo: Tagesspiegel-Archiv

die wie Mosaiksteinchen aussehen, seiner kühnen Gliederung in der Art ineinandergeschobener Kästen und seinem lichtsaugenden Treppenhaus ein fremder, witziger Vogel hier. Es steht nicht auf dem Boden, sondern auf Betonstelzen, um zu beweisen, daß die Autos — baute man überall so — auch ohne Straßen auskommen können. Sie sollen unten durchfahren. Sie tun es aber nicht, weil es verboten ist. Die Leute von Marseille ärgern sich über das fremde Haus; sogar die, die drinnen wohnen. Corbusier dachte sich jedes solcher Gebäude als eine abgeschlossene kleine Gemeinde. Aber das liegt den individualistischen Franzosen nicht. Sie wohnen lieber unrationell, ungesund und unkomfortabel, aber ohne verpflichtende Gemeinschaft.

Marseille hat keine festgefügte Gesellschaft, hatte auch nie eine, weder eine feudale noch eine bürgerliche. Es war immer — anders als die patrizischen deutschen Hafenstädte der Hanse — zu eilig und zu unruhig, um beides zu entwickeln. Darum wohl konnte die Stadt so alt werden und doch im wesentlichen architektonisch eine Stadt des neunzehnten Jahrhunderts sein. Sie ist auch ohne Gewissen und ohne Bindungen; hier sind die seltsamsten und hintergründigsten „Regelungen" zwischen den politischen Parteien nicht nur viel leichter möglich als sonst irgendwo in Frankreich — die Einwohner verfolgen solche Schaukelspiele sogar mit wohlwollender Anteilnahme. „Mit geschickten Lügenbolden kommen wir weiter, und sie sind besser gegen die Langeweile als erfolglose Reinheitsfanatiker", bemerkte dazu ein lokaler Fabrikant behaglich. Die Vorliebe gerade der Marseillaiser für nützliche Realitäten wird nur noch übertroffen von dem Vergnügen an den pittoresken und „einfallsreichen" Methoden, die zu ihnen führen. „Wir können es uns leisten, auf Weltanschauung und feine Lebensart zu verzichten", erklärte mir ein Herr von der Stadtverwaltung stolz; „niemand weiß recht, warum — aber alle ärgern sich über diese Stadt, und alle sind verhext von ihr."

Ich glaube, das stimmt. Ich besah mir die von den Einheimischen vielgepriesene byzantinische Kathedrale von 1880, die mitten im Neuen Hafen eingepfercht ist: ein öffentliches Aergernis, ein riesiges Elefantenhaus mitten zwischen Dinosauriern, den Schiffskolossen, für die dieser düstere Prachtstall vermutlich, wenn es kalt ist, als Wärmehalle gedacht ist. Der „Durchschnittsmensch" wird in Marseille von den Anpreisungen beredter Anwerber in die unwohnliche Betriebsamkeit neonbeleuchteter Ernährungshallen gelotst, in denen alle diese einzelnen, Isolierten, zwar billig wie nirgendwo in Frankreich essen, aber dafür eine Bouillabaisse vorgesetzt bekommen, die es rätselhaft macht, daß diese Suppe so viel zum Ruhme Marseilles beitragen konnte.

Zu den Aergernissen gehört für viele heute auch das Hafenviertel, das früher mit seiner anspruchsvollen Gefährlichkeit beim „Verhexen" gute Dienste leistete. Denn da selbst die deutsche Tatkraft die baulichen, geschweige die psychologischen Geheimnisse dieser in engstem Raum verfilzten Insel der Unseligen nicht durchdringen konnte, wurde das Unbehagen darüber mit der wirksameren Energie des Sprengstoffes beseitigt. Heute stehen hier säuberlich langweilige Hotels und Lagerhäuser, zwischen denen man auch des Nachts ohne Aengste, aber auch ohne lustvolle Spannung umherspazieren kann. Die Menschen, die vorher da hausten, haben sich zwar wohl kaum gebessert; aber dadurch, daß sie nun auf die ganze Stadt sorgsam und „gerecht" verteilt sind, fehlt es ihnen an der Inspiration des Ortes, der sich für Laster und Verbrechen so verlockend anbot. Die Ordnung ist so unerbittlich gründlich geworden, daß in ihr nicht einmal mehr ein normales Nachtleben gedeiht; die Fremden irren bald nach Mitternacht über die still dämmernde, vom Uebermaß ihrer hungrigen Beleuchtung verschluckte Canebière, und wenn sie dann resigniert vor ihren Hotels landen, finden sie dort nicht selten statt eines Nachtportiers ein Schild, das kurz und unwiderruflich erklärt, nach ein Uhr nachts werde kein Gast mehr eingelassen. Als ich nach einer Nacht unter der Obhut von Polizisten, die mich grinsend mit schadenfrohen Kommentaren unterhielten, am nächsten Morgen todmüde und zornbebend bei meinem Wirt erschien, erklärte mir dieser ungerührt, daß um Mitternacht die Moral aufhöre: „Wer da nicht zu Hause ist, kann in Marseille nicht mit einer Unterstützung seiner Untugend rechnen!"

Beinahe ist es schön, dieses Marseille, in der fahlen Strenge seiner Nacht; die Schiffsriesen schlafen sanft wie alte, große Bäume, dichtgedrängt und doch in sich verschlossen, weglos von den anderen entfernt; die schmalen zierlichen Fischerboote nebenan tanzen leicht wie träumende Balletteusen auf der im Mondlicht silbrigen Schale des stillen Meeres. Im Hintergrunde hat das Château d'If in diesem zärtlich strömenden Licht all seine Gewaltsamkeit vergessen und sich in die tödlich lockende Trauer eines Bildes von C. D. Friedrich verwandelt. Am Tage ist es eine rohe Schreckensburg, ein kahles, trostloses Gemäuer, an dem der Süden all seinen Sinn für Harmonie und Heiterkeit verleugnet hat. Die gruseligen Kellerlöcher, in denen die Gefangenen der Könige und der Jakobiner saßen, erinnerten mich unfreundlich an die auf dem normannischen Mont St-Michel; nur daß einem hier die Puppen in Lebensgröße mit den „naturgetreu" qualverzerrten Gesichtern erspart bleiben. Dafür gibt es immerhin ausgestopfte Ratten, für die man Zuschlag zahlen muß.

Auf der Rückfahrt sah ich zum ersten Male richtig die berühmte Kirche Notre-Dame de la Garde vor mir. Sie steht hoch über der Stadt auf einem seit langen Zeiten als Wallfahrtsort der Seeleute geheiligten Hügel, auf dem die Häuser der Stadt bis zur Hälfte hochkriechen und sie dann allein lassen. Sie ist auch nicht eben von architektonisch edelstem Geblüt, aber die Leute von Marseille hängen an ihr. Sie haben recht. Es ist eine seltsam lockende Magie um die Entfernung, die den Dingen ihre Wirklichkeit nimmt und ihnen ein hinreißendes Pathos gibt. Die Kraft der Anziehung aber dessen, was hoch oben steht, ist besonders heftig; vielleicht daß man sich unbewußt näher dem Himmel fühlt, vielleicht weil man ahnt, daß die Welt aus diesem ungewohnten Blickwinkel ihr Gesicht ganz und gar verändern wird. Von unten aus war Notre-Dame ein Geheimnis, und vielleicht noch mehr die hochgetürmte Plattform, auf der der steile Fall der Schwebebahn kurz vor der Kirche endete, der von unten etwas erschreckend Jähes hatte, etwas gespenstisch in der Luft Isoliertes, das weh tat und beunruhigte. Von oben erschien dann die Schwebebahnhalle dunkel, plump und riesig wie die verlassene Wohnung eines Berggeistes, die graue Kirche mit ihren unübersichtlichen Rundungen und Schnörkeln als ein in willkürlicher Form erstarrtes Mammutfossil. Sie ist wohl mehr ein Gedanke, als daß sie zum Beten gebaut ist.

Unten sieht man die schroffe Silhouette der die Bucht abschließenden Berge und ihre im blauseidenen Meer badenden sanfteren Spiegelbilder; auf der einen Seite schaukeln verspielt kleine Inseln in der zerrinnenden Unendlichkeit, hinter der das dunkle, ferne Afrika wartet, auf der anderen ist die Welt fest und geschäftig eingemauert zwischen breitausladenden Kais, die die Schiffe wie Beutetiere umgreifen. Die Stadt, natürlich, die Stadt ist auch da unten: und der Blick saugt sich sogleich an der breiten Schneise fest, die, allmählich ansteigend, durch das Steinmeer stößt und es weithin in eine blasse Anonymität zerfließen läßt: die Canebière. Immer wieder diese hektische, rücksichtslose Straße, diese Arche Noah einer babylonischen Welt, die ihre Internationalität trägt wie einen Arbeitsanzug und die dabei nichts weiß von dem kosmopolitischen Festgewand, mit dem sich anderswo eine intellektuelle und höhere Gesellschaft weltverbunden zeigt. Ich sehe von oben ein flirrendes Gewimmel von trägen Käfern und wehenden Faltern, und ich weiß, daß heute, wie jeden Tag, einige von ihnen in der flammenden Gier der Straße verbrennen und andere sich aus ihrer Asche ein loses Haus bauen werden. Die Straße ist das ruchlose und leidenschaftliche Gesicht Marseilles, seine Augen sind die schönen Augen eines Monstre.

Zum Sonntag
wäscht man gern das Haar
ELIDA wäscht es wunderbar
ELIDA Spezial Shampoo
für helles und dunkles Haar
für 30 Pf.

Darf man tief atmen?
Gewiß, aber beugen Sie vor: Husten liegt in der Luft. Mundiment-Hustenschutzbonbon hilft und mundet. Großer Beutel 50 Pfennig. In Apotheken und Drogerien
Mundiment

Donnerstag

PREMIERE

Kriminalroman von Ngaio Marsh

Uebertragung aus dem Englischen von Melita Ollendorff

10. Fortsetzung

Copyright by Mohrbooks A.G. Literary Agency, Zürich, und Alfred Scherz Verlag, Bern

„Sehen Sie es sich an", sagte Jacko, immer noch auf Martynas Bild im Spiegel zeigend. „Wenn ich mir in den Kopf setzte, die Tochter oder junge Schwester des Hauptschauspielers zu zeichnen, genau das würde ich zeichnen. Alle blicken sie an und ziehen sich in die Ecken zurück, um sich zu fragen, was es mit ihr für eine Bewandtnis hat. Denn zweifellos ist sie keine Garderobiere. Ist sie vielleicht —? und aufgeregte Vermutungen werden laut. Nichts für Nichte? fragen wir uns, und Adams früheste Jugend wird erforscht — bitte verzeihen Sie mir, daß ich das erwähnte — und alle sagen, es kann unmöglich ein Zufall sein, und warten voller Spannung, was nun geschieht. Außer Papa Jacko, dessen Neugier ihm keine Ruhe läßt und der nicht abwarten kann."

Martyna protestierte: „Ich habe ihn nie vorher gesehen, außer in Filmen, in Neuseeland. Er kennt mich nicht, hat keine Ahnung von mir. Vor vierzehn Tagen bin ich von Neuseeland hergekommen, und seitdem habe ich Arbeit gesucht. Ich kam ins Vulkantheater, um Arbeit zu suchen, und das ist alles."

„Sind Sie wegen der Stelle der Garderobiere für Helena Hamilton gekommen?"

„Ich suchte irgendeine Stelle. Ich hörte zufällig, daß hier die Stelle einer Garderobiere frei sei", sagte sie verzweifelt.

„Sicher sind Sie nicht den ganzen Weg von Neuseeland gekommen, um Garderobiere zu werden, und dennoch wahrscheinlich, um im Theater zu arbeiten, und so haben Sie vielleicht doch gehofft, Arbeit als Schauspielerin zu finden?"

„Ja", sagte Martyna und gab es auf, „Sie haben recht, ich hoffte auf Arbeit als Schauspielerin. Aber bitte, sprechen wir nicht mehr davon. Sie haben keine Ahnung, wie dankbar ich bin, daß ich Garderobiere geworden bin, und wenn Sie glauben, daß ich im stillen hoffe, daß Miss Gainsford heiser wird oder sich ein Bein bricht, dann irren Sie sich gewaltig. Ich glaube nicht an solche Märchen."

„Was für Lügner ihr alle seid."

„Wer?" fragte sie pikiert.

„Ihr Angelsachsen. Ihr macht euch sogar selbst etwas vor. Stellen Sie sich den großen Augenblick nur einmal vor, die ‚mise en scène', die Situation, den Zufall, und sagen Sie mir, ob Sie dann immer noch die Unverfrorenheit haben, mir zu versichern, daß Sie dreizehntausend Kilometer gereist sind, in der Absicht, hier zu spielen, und trotzdem diese Rolle nicht spielen möchten. Sind Sie eine gute Schauspielerin?"

„Bitte, bitte nicht", sagte Martyna. „Ich habe Arbeit und befinde mich in einer Art Traumzustand. Das macht alles sehr einfach, und ich will gar nicht aus meiner Trance herauskommen."

Jacko grinste teuflisch. „Nur eine ganz milde Mandelentzündung?" schlug er vor.

Martyna stand auf. „Herzlichen Dank für mein gutes Abendbrot", sagte sie. „Ich muß wirklich zurück an meine Arbeit."

„Kleine Lügnerin — oder vielleicht wissen Sie selbst, daß Sie eine ausgesprochen schlechte Schauspielerin sind?"

Sie gab keine Antwort und ging ihm voraus; schweigend kehrten sie in das Vulkantheater zurück.

Die Kostümprobe, die für sieben Uhr angesetzt war, fing genau zehn Minuten nach acht an. Anscheinend wartete man auf den Autor. Helena Hamilton hatte keinen Kostümwechsel während des ersten Aktes, und sie hatte deshalb Martyna erlaubt, vom Auditorium aus zuzusehen. Martyna hatte sich in eine der hinteren Reihen des Parketts, in die Nähe der Garderobiers gesetzt. Außer ihnen saßen da noch ein paar vereinzelte Zuschauer, von denen zwei Schauspieler in zweiter Besetzung waren. Ungefähr in halber Höhe des mittleren Ganges saß Adam Poole, zurechtgemacht für seine Rolle und im Morgenrock, zwischen Jacko und einem jungen Manne, von dem Martyna annahm, daß er der Sekretär sei. Jacko hatte ihr gesagt, daß Pooles Auftritt am Ende des ersten Aktes kam.

Die für alle Kostümproben charakteristische Atmosphäre drang bis in den Zuschauerraum ein. Die Wartezeit schien endlos. Poole drehte sich von Zeit zu Zeit um und sah in den ersten Rang hinauf. Endlich schlug eine Tür über ihnen, jemand stolperte geräuschvoll die Stufen des ersten Ranges herunter, ein Sitz klappte, und die Stimme des Autors, Dr. John Rutherford, rief:

„Beflort den Himmel, neue Tag der Nacht!
Kometen, Zeit und Staatenwechsel kündend,
Schwingt die kristallnen Zöpf' am Firmament,
Und geißelt die empörten, bösen Sterne."

„Ich wiederhole", brüllte Dr. Rutherford und lehnte sich über die Balustrade. „Und geißelt die empörten, bösen Sterne. Ich bin da, meine Herzchen. Hebt ihn und verbrennt ihn."

Martyna sah Poole grinsen. „Benimm dich dort oben", sagte er. „Hast du Bleistift und Papier?"

„Ich bin in dieser Hinsicht versehen."

„Gut."

Die Rampenlichter gingen an, und eine Gänsehaut überkam Martyna. Poole rief: „Alles in Ordnung", und zündete sich eine Zigarette an. Eine Stimmte sagte: „Gut! Zieh ihn hoch", und unter dem Vorhang erschien ein goldener Streifen und wurde zu einer erleuchteten Bühne. Parry Percival sprach die ersten Worte von Dr. Rutherfords neuem Drama.

Der erste Akt gefiel Martyna. Er war, was ein erster Akt sein soll, vorausgreifend. Die Gruppe von Menschen erwartete die Ankunft des Insulaners, des Mannes von draußen. Ihr Benehmen war das von eingesperrten Geschöpfen, die völlig ergeben in ihre Gefangenschaft waren und ihre Ruhe bereits durch seine Ankunft bedroht sahen. Nur Helena Hamilton deutete an, daß sie sich in gewisser Weise ihrer sterilen Dekadenz bewußt war; dies geschah mit großer Subtilität und überlegenem Können. Bennington gab eine aufregende Vorstellung als ihr genialer, aber völlig heruntergekommener Mann, wenn es auch Martyna manchmal vorkam, als spiele er ohne Rücksicht auf das, was der Autor beabsichtigte.

Durch geschickte kleine Manöver und unerwartete Modulationen seiner Stimme entstand ein Charakter, der im Widerspruch zu dem stand, was er sein sollte. Martyna fragte sich, ob das Publikum nicht eine dem Stücke sinnwidrige Sympathie für diesen Mann empfinden und sich mehr und mehr zu einer Toleranz gerade gegen diejenigen Charakterzüge verleiten lassen werde, die dazu bestimmt wären, seine Antipathie zu erregen.

J. G. Darcey, in der Rolle des Vaters, schien Martyna die etwas konventionelle Figur des unbeugsamen alten Mannes so zu spielen, wie sie der Autor beabsichtigt hatte. Parry Percival, als der absolut farblose und fast marionettenhafte jugendliche Liebhaber, war genau richtig in einer Rolle, die von Schauspielern als „undankbar" bezeichnet wird. Sie konnte verstehen, daß er diese Rolle haßte.

Gay Gainsfords erster Auftritt, als Tochter Helena Hamiltons und Benningtons, kam ziemlich spät im ersten Akt. Martynas Herz sank, als sie die Bühne betrat. Es war eine kleine Rolle, aber von ungeheuerer Wichtigkeit für das Stück. Das Mädchen stellte als einzige die völlig verlorene, dritte Generation dar, und in der Auffassung ihrer Rolle hatte Dr. Rutherford unter dem Einfluß existentialistischer Ideen gestanden. Ueber jeder ihrer Bewegungen stand mit unsichtbaren Buchstaben „geschickte Inszenierung" geschrieben. Durch Jackos direkten Angriff erregt, fragte Martyna sich, ob wirklich alles nur geschickte Inszenierung war, und ob Gay Gainsford sich so unsicher fühlte, wie sie ihr, Martyna, vorkam. Eine bestimmte Geste, ein sich plötzlich mit gespreizten Fingern Durch-das-Haar-Fahren war scheinbar wichtig, und zweimal machte sie die gleiche Bemerkung „das habe ich nicht gemeint", die augenscheinlich dazu bestimmt war, die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu erwecken. Als der Augenblick gekommen war, fühlte Martyna die Nervosität der Schauspieler. Sie beobachtete Poole, der noch im Parkett saß, und sah, daß er diese bestimmte Geste machte und sich mit schnellem Griff durch das Haar fuhr.

Gleichzeitig rief die Stimme im ersten Rang: „Buh".

„Ruhe", sagte Poole.

Gay Gainsford zögerte, sah verzweifelt in den Zuschauerraum und blieb stecken. Zweimal hörte man das Flüstern des Souffleurs, bis sie weitersprechen konnte. Bennington ging über die Bühne, legte seinen Arm um Gays Schultern und starrte zornig in den ersten Rang hinauf. Der Souffleur warf ihr noch eine Zeile zu, sie wiederholte sie, und es ging weiter. Poole stand auf und ging durch die Verbindungstür hinter die Bühne. Der Sekretär beugte sich nach vorn und zündete sich mit unsicheren Fingern eine Zigarette an. (Fortsetzung folgt)

zuverlässig muss er sein,
aus NINO-FLEX muss er sein
Selbst der kundige Käufer kann am Äußeren des Stoffes nur wenig erkennen von der inneren Qualität. Wer sicher gehen will beim Kauf seines Allwettermantels, besteht deshalb darauf, das eingenähte Web-Etikett „aus echt NINO-FLEX" zu sehen. Es ist eine zuverlässige Garantie für den Stoff.
HERGESTELLT AUS ECHT NINO FLEX ATMUNGSAKTIV
Nur wenn die Marke eingenäht, ist's wirklich NINO-Qualität